

## Buch 1

---

**01. September 2010** | Kunz fährt Taxi. Manchmal läuft es gut und meistens nicht. Er fährt das Taxi mit der Konzessionsnummer 2206. Er teilt es sich mit einem Kollegen. Der Kollege fährt die Tagschichten. Kunz fährt die Nachtschichten. Das Taxi gehört zum Fuhrpark des Unternehmers Rudolph Herwig.

Von Westen rast eine Schlechtwetterfront heran. Das Containerschiff liegt sicher in der Spur. Der Kapitän holt die Thermosflasche aus seinem Proviantbeutel und schraubt den Deckel ab. Er nimmt seine Brille, fischt mit dem Bügel die Teebeutel aus der Flasche und balanciert sie in den Mülleimer, der rechts neben der Instrumententafel mit dem Boden verschraubt ist. Er schenkt sich eine Tasse ein und nimmt einen vorsichtigen Schluck. Er setzt die Brille wieder auf und wendet sich den Monitoren zu. Was er dort sieht, gefällt ihm gar nicht. Er stellt die Tasse ab und dreht sich nach rechts, um über die Brücke einen Blick nach Westen zu werfen. Was er da sieht, gefällt ihm noch viel weniger. Er fährt herum und reißt das Mikrofon aus der Halterung. Er hat gerade noch Zeit, über die Bordlautsprecher die Mannschaft zu alarmieren.

Kunz sitzt aufrecht. Er sieht durch die Frontscheibe und beobachtet eine Frau. Das aufrechte Sitzen hat er sich angewöhnt, da ihn sein Rücken schmerzt, wenn er es nicht tut. Die Frau zieht einen Kinderwagen hinter sich her. Sie geht rückwärts. Sie zieht den Wagen über die Straße und auf den Gehsteig. An der Rolltreppe, die zur U-Bahn führt, bleibt die Frau stehen. Sie sieht in den Kinderwagen.

*Wird wohl ein Kind drin liegen, Kollege Kunz, ein Sohn oder eine Tochter.*

Die Frau hat eine Hand um den Griff gelegt. Die Hand schaukelt den Wagen. Die Frau beugt sich über den Wagen und spricht mit dem Kind. Ihre Bewegungen wirken unruhig. Sie hebt den Kopf, sieht nach hinten zur Rolltreppe und wieder in den Wagen. Sie wartet die Menschen ab, die von unten nach oben fahren. Die Menschen steigen von der Rolltreppe auf den Gehsteig. Einige von ihnen lächeln dem Kind zu. Kinder sind ihre Zukunft.

*Kunz, liebst du Kinder?*

Jeder liebt Kinder. Die ganze Welt liebt Kinder. Wo kämen wir hin, wenn es jemanden gäbe, der die Kinder nicht liebt?

*Wo kämen wir hin, Kunz?*

Zuerst sieht es so aus, als könnte der Orkan dem Schiff nichts anhaben. Er tost und brüllt mit einer Lautstärke, die jedes Wort überflüssig macht. Er peitscht mit einer solchen Macht Wind und Regen und Salzwasser gegen die Fensterscheiben der Brücke, dass der Kapitän den Kopf einzieht. Er fegt mit den Erschütterungen die Tasse Schwarztee vom Tisch. Er holt die Mannschaft aus den Betten und scheucht sie auf ihre Arbeitsplätze. Er ist da, und er ist mächtig. Doch das Glas in den Fenstern hält stand, und der gewaltige Schiffskörper bleibt in der Spur.

Er steigt aus und geht auf die Rolltreppe zu. Die Frau sieht ihn kommen. Ihre Hand schaukelt den Wagen. Sie lächelt. Ihr Lächeln wirkt unruhig. Er beugt sich über den Wagen.

„Ein Sohn“, sagt er, „oder ist es eine Tochter?“

„Das ist ein Sohn“, sagt die Frau, „aber er schläft.“ Ihre Hand greift nach der Halterung. Kunz deutet auf ihre Füße.

„Kein Wunder, dass Sie rückwärtsgehen, Sie haben Schwimmflossen an.“

Die Frau sieht ihn an. Auch ihr Blick wirkt unruhig. Kunz sieht ihre großen, schwarzen Augen. Sie hebt ihren Blick und sieht in den Himmel. „Das Wetter.“

Kunz sieht ihr hinterher. Über ihnen ballen sich dunkle Wolken zusammen. Ein plötzlicher Windstoß reißt eine Zeitschrift aus dem Kinderwagen. Kunz legt sie zurück. Es ist eine Zeitschrift für Tauchsportler. „Schwimmflossenwetter?“

Sie zögert. Sie sieht auf ihre Füße. Kunz folgt ihrem Blick. Die Füße stecken nackt in den Schwimmflossen. Die Fußrücken sind blau angelaufen. Auf der linken Flosse hat jemand einen Gruß hinterlassen: *greetings from popass*. „Es sind nicht wirklich Schwimmflossen“, sagt sie und versucht vergeblich ein Lächeln, „auch wenn sie danach aussehen.“

„Das tun sie wohl“, sagt Kunz und deutet abermals hin, „orange Schwimmflossen.“

„Ja“, sagt die Frau, und sie schaut nach der Rolltreppe, die sich immer noch nach oben bewegt, „vorwärts geht es nicht mit den ...“ Ihre Augen weiten sich auf der Suche nach der richtigen Formulierung. „... mit dieser Bekleidung meiner Füße.“

„Soll ich Ihnen den Wagen runtertragen“, schlägt Kunz vor, „oder wir tragen ihn gemeinsam?“

Die Frau schüttelt den Kopf. „Das geht nicht.“

„Ich könnte runter und dafür sorgen, dass niemand mehr rauffährt.“ Die Frau schüttelt abermals den Kopf. „Na dann.“ Kunz sieht die Frau an. Es ist etwas in ihrem Blick, was er nicht deuten kann. Die Frau beugt sich über ihr Kind. „Es ist ein Mann“, sagt sie, „den ich nicht kenne.“ Sie nickt ihrem Kind zu. „Er schläft“, sagt sie. „Ich gehe jetzt runter, und dann fahre ich nach Steinebach.“ Sie zögert einen Augenblick. „Und es ist das letzte Mal.“

„Steinebach“, hakt Kunz nach, „an den Wörthsee?“

Die Frau richtet sich auf und sieht ihn an. „Ach ja natürlich, an den Wörthsee.“ Kunz sieht zum Kind hin. Der Junge hat die Augen geschlossen. Er bewegt den Arm im Schlaf und schiebt die Decke von sich. Unter der Decke liegt ein Stofftier. Es ist ein Bär, der alle viere von sich streckt. Ein Kabel läuft unter ihm durch und unter das Hemd des Kindes.

„Er mag Teddybären“, stellt Kunz fest, „ich hatte früher auch einen.“

Die Frau zieht eine Sonnenbrille aus ihrem aufgesteckten Haar und setzt sie auf. „Wer hatte das nicht.“ Die dunklen Augen verschwinden hinter den Brillengläsern.

„Wie heißt er denn?“, fragt Kunz.

„Christian“, sagt die Frau, „warum?“

„Christian, der Bär?“

„Ach der“, sagt die Frau, „der hat keinen Namen.“

Kunz sieht genauer hin und entdeckt einen zweiten Bären, der halb von der Decke verdeckt ist. Die Frau zieht die Decke wieder zurecht und kontrolliert, ob das Kabel richtig liegt. „Er hat Schlafstörungen, und jetzt messen sie seine Impulse.“ Ihre Stimme klingt besorgt. „Aber jetzt schläft er.“ Sie sieht Kunz an und versucht abermals ein Lächeln. Das Lächeln wirkt aufgesetzt. „Ich kenne ihn nicht“, sagt sie und beugt sich wieder zum Kind runter. Dann wendet sie sich wieder Kunz zu. Ihre Stimme zittert. „Gehen Sie.“ Sie steckt die Sonnenbrille in das Haar zurück. Auch ihre Finger zittern. „Wenn Sie jetzt nicht gehen, werden Sie der Nächste sein.“ Kunz sieht Panik im Blick der Frau.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Fragen Sie nicht“, sagt die Frau, „es tut mir leid.“

Sie beugt sich zu ihrem Kind runter. „Nein, es ist bloß, dass es mir leidtut.“

Kunz nickt. Er will die Situation beruhigen. Er will ihr die Panik nehmen. Er weiß nicht, wo die Panik herkommt. Er hebt abwehrend die Hände. „Es ist gut. Ich habe Sie gesehen und wollte nur sagen, dass es schön ist, dass Sie Kinder lieben.“

Das Zentrum des Orkans ist an ihnen vorbei gezogen und rast auf die Küste zu. Der Kapitän hat sich einen neuen Schwarztee aus der Thermosflasche eingeschonkt. Er nippt an der Tasse und sieht sie missbilligend an.

„Was?“, fragt der zweite Offizier, der neben ihm steht.

„Kein Aroma.“

„Zu wenig gezogen?“

„Schwarztee aus Kenia. Hat keine Würze.“

„Das Wetter hat uns ganz schön zugesetzt.“

„Kann mir einer erklären, wie ich dazu komme, Schwarztee aus Kenia zu kaufen?“

„Ich kann es nicht“, sagt der zweite Offizier, „aber das Wetter hat uns ganz schön zugesetzt.“

„Lass hören.“

Der Offizier berichtet, dass sich im Maschinenraum ein Matrose am Kopf verletzt hat.

„Aus Derricks Truppe? War sicherlich ohne Helm unterwegs.“

Der Offizier zuckt mit den Achseln. „Werde mir jetzt einen Überblick verschaffen.“ Er nimmt das Bordtelefon und macht sich daran, die einzelnen Stationen abzurufen, um sich über den Zustand des Schiffes und der Mannschaft ein Bild zu machen. Es ist 16:34 Uhr. Wenn alles planmäßig verläuft, werden sie morgen Nachmittag in Hamburg die Ladung löschen.

Kunz sieht nach oben. Ein plötzlicher Eisregen fällt vom Himmel. Die Menschen auf der Straße suchen Schutz. Die Frau holt einen Regenschirm unter dem Kinderwagen hervor, spannt ihn auf und zieht Kunz unter das Dach. Sie hakt sich bei ihm ein.

„Der Bär hat keinen Namen.“

„Verstehe“, sagt Kunz, dem ihre Nähe unangenehm ist. Er löst sich von dem Arm. Er macht einen Schritt zur Seite und verlässt den Schutz des Schirms. „Vielleicht kriegt er ja noch einen.“ Er sieht zu dem Jungen hin und gibt damit zu verstehen, dass der ihm wohl noch einen Namen geben wird. Der Eisregen hat genauso plötzlich aufgehört, wie er eingesetzt hat. „Na dann.“ Er klopft sich ein paar Eiskristalle vom Ärmel. „Wussten Sie, dass Kängurus

sich ausschließlich vorwärts bewegen?“

„Bin kein Känguru.“

„Weil sie es rückwärts nicht können“, ergänzt Kunz.

„Bin kein Känguru“, wiederholt die Frau.

„Na“, sagt Kunz und versucht vergeblich, es witzig klingen zu lassen, „wenn Sie eins wären, dann würden Sie wohl kaum mit Schwimmflossen rumlaufen.“

„Sind keine Schwimmflossen.“

„Ja natürlich.“ Kunz wirft einen prüfenden Blick in den Himmel. „Dann alles Gute.“ Er verabschiedet sich mit einem Kopfnicken von dem Kind und geht zurück zum Taxi. Er öffnet die Fahrertür und sieht zur Rolltreppe hin. Die Frau schließt den Schirm und steckt ihn zurück unter den Kinderwagen. Dann blickt sie in seine Richtung. Ihre Blicke begegnen sich. Die Welt liebt Kinder. Kinder lieben Teddybären. Teddybären, die alle viere von sich strecken. Teddybären, die Bärlü oder Bruno oder Puh oder Ted heißen. Er kommt nicht drauf. Aber einen Namen hat sein Bär gehabt, da ist er sich ganz sicher. Die Frau sieht weg. Er sieht auch weg. Ihre Unruhe hat auf ihn übergegriffen.

Der Ruck, der durch den Schiffsrumpf geht, ist kaum wahrnehmbar. Die beiden Männer sehen sich an.

„Da hat sich ein Container losgerissen“, sagt der zweite Offizier und greift gleichzeitig zum Bordtelefon um Sergej anzurufen, dessen Mannschaft für das Vertäuen der Ladung zuständig ist.

Der Kapitän lässt seinen Blick über die Container schweifen, die sich zwischen Brücke und Bug auf dem Deck türmen. Sein Blick bleibt bei der rechten Längsseite stehen. Die zwei Container, die sich losgerissen haben, schieben sich Richtung Schiffsmitte und werden dort gegen die anderen Container gedrückt. Mit dem nächsten Wellental, das das Schiff durchläuft, kippen sie nach rechts. Sie scheinen einen Augenblick lang zu zögern. Dann kommen sie in Fahrt und werden über Bord geschleudert. Das Schiff gerät für den Bruchteil einer Sekunde unmerklich ins Schlingern und stabilisiert sich dann wieder. Die Container schwimmen auf der Wasseroberfläche. Dann öffnet sich einer. Sekunden später versinkt er und hinterlässt Tausende orangefarbener Schwimmflossen auf der Wasseroberfläche. Kurz darauf versinkt der zweite Container. Das Schiff liegt wieder ruhig in der Spur. Die Schwimmflossen bedecken noch eine Zeit lang die See. Dann verlieren auch sie ihren Auftrieb.

Bekloppt, vielleicht ist sie einfach nur bekloppt.

Kunz sitzt im Taxi und starrt die Frau an, die nach wie vor an der Rolltreppe steht und wartet. *Es tut mir leid.* Unter dem Schirm hat sich Kunz gefühlt, als würde sie ihn in etwas hineinziehen. *Wenn Sie jetzt nicht gehen, werden Sie der Nächste sein.* Er drückt sein Rückgrat durch. Sie fährt an den Wörthsee und wird wohl am Marienplatz in die S-Bahn umsteigen. Es ist schön am Wörthsee. Der Herbst wird bunte Farben bringen. Und kaltes, unruhiges Wasser. Kunz wendet seinen Blick ab. Er nimmt das Buch aus dem Handschuhfach. *Haben und Nichthaben*, von Ernest Hemingway. Der männlichste seiner Romane. Ihm gefällt das Buch. Er liest: *Man konnte sehen, dass man ihn bei Richard ordentlich vollgepumpt hatte, weil er nämlich großkotzig wird, wenn er trinkt, und er kam ziemlich großkotzig rein.* Hemingway, der Macho. Ein Großkotz mit Klasse. Kunz legt das Buch wieder weg. Er ist unruhig. Er legt den Hinterkopf an die Kopfstütze. Er stellt sich vor, einen Sohn zu haben. Die Frau greift nach der Halterung. Sie zieht den Kinderwagen auf die Rolltreppe und wirft dabei einen letzten Blick in seine Richtung. Vielleicht sind es Schwimmflossen, denn sie sehen verdammt danach aus, und was sollte es sonst sein, aber selbst wenn es keine Schwimmflossen sind, tut sie gut daran, rückwärtszugehen.

**02. Mittwoch, 22. September** | Es ist Mittwoch, siebzehn Uhr dreißig. Die bayerische Hauptstadt feiert das hundertsevenundsiebzigste Oktoberfest. Für Kunz ist es das zwölfte. Er sieht auf die Uhr. Er steht am Goetheplatz, ganz in der Nähe der Festwiese. Ein Kollege hat sich vor ihm eingereiht. Die Sache mit der Frau und dem Kind hat die Standordnung durcheinandergebracht. Eine Frau mit Kind, ein Kind mit Schlafstörungen. Ein schlafendes Kind. Die beiden sind auf dem Weg zum Wörthsee und werden jetzt wohl in der S-Bahn sitzen.

Ein Fahrgast steigt zu dem Kollegen ins Taxi. Kunz ist jetzt Erster. Er schaltet den Funk ein und wartet darauf, dass der Standplatz von der Zentrale aufgerufen wird. Vielleicht steigt sein Fahrgast auch ein. Oder sein Fahrgast ruft an der Telefonsäule an, die ein paar Meter rechts von Kunz steht. Er beobachtet die Signallampe, die aufleuchtet, sobald jemand anruft. Hinter ihm warten

vier weitere Kollegen. Zwei stehen draußen und reden miteinander. *Sie werden der Nächste sein.* Er versucht, sich abzulenken. Seine Gedanken auf das Geschäft zu fokussieren. So ein Wiesngast, lenkt er sich ab, aus Australien zum Beispiel, der gibt in den zwei Wochen sicherlich mehr Geld aus, als ich einnehme, und ob wohl australische Taxifahrer die Wiesn besuchen? Durch das geöffnete Fenster verfolgt er das Gespräch der beiden Kollegen. Den einen kennt er, aber er weiß nicht, woher. Er fährt einen Voyager.

„Ein Großraumtaxi“, sagt der Voyagerfahrer, „das bringt schon was, schon allein wegen der Zuschläge.“

Der andere nickt erst, dann widerspricht er. „Was nutzt dir so ein Zuschlag, wenn du keinen Fahrgast hast.“

„Mit fünf Fahrgästen“, fährt der erste fort, „da bekomme ich fünf Euro Zuschlag.“

„Na“, entgegnet der zweite und sieht sich suchend nach einem Fahrgast um, „einer ohne Zuschlag wäre auch schon was.“

„Man muss mit der Zeit gehen“, beharrt der Voyagerfahrer, „und die steht auf Großraumtaxis.“

„Es ist der Fahrgast“, widerspricht der zweite, „der im Mittelpunkt steht, und scheiß auf Zuschläge, und so ein Großraumtaxi ist doch ...“ Er hält inne, um sich der Aufmerksamkeit seines Zuhörers zu vergewissern. „... ist doch nichts als ein Resultat der Rezessionsblähung, die einen jeden erwischt hat.“ Er ist jetzt etwas lauter geworden und zeichnet die Blähung mit der hohlen Hand vor seinem Bauch nach.

„Jetzt bist du pampig“, stellt der erste fest und setzt ein Lächeln auf, das Überlegenheit signalisiert, „aber jedem das seine.“

„Und du willst das letzte Wort haben, wie immer halt.“

Kunz sieht in seinem Geldbeutel nach dem Kleingeld und stellt fest, dass es eng werden könnte fürs Wechseln.

„Ach“, sagt der erste, „du bist neidisch, und woher kann ich wissen, dass du nichts mehr zu sagen hast.“

„Mit so etwas“, erklärt der zweite, und sein Blick fixiert den Voyager, „da ist jedes Fahrgefühl dahin.“

„Aha“, sagt der erste, und dann sagt er nichts mehr, aber er hat das überlegene Lächeln im Gesicht, weil er weiß, dass sein Kollege neidisch ist. Der geht zum Kofferraum und macht sich dort zu schaffen. Kunz trommelt mit den Fingerkuppen einen Takt auf dem Lenkrad. Er dreht den Zündschlüssel um und lässt den Scheibenwischer die Wassertropfen wegwischen, die der Eisregen hinterlassen hat. Er sieht zu dem Voyagerfahrer hin und überlegt,

ob er einer der Kollegen ist, die am alten Münchener Flughafen in Riem auf den Kühlerhauben Poker gespielt haben. Vielleicht machen sie es heute am neuen Flughafen in Freising draußen genauso. Kunz kommt selten zum neuen Flughafen raus. Wenn er einen Fahrgast hinfährt, dann fährt er unbesetzt in die Stadt zurück. Sein Taxi hat keine Konzession für den neuen Flughafen. Früher, an den alten Flughafen, da ist er auch ohne Fahrgast hin. Für den hat er eine Konzession gehabt. Da hat er sich auf den Speicherparkplatz gestellt und den Spielern zugeguckt. Es gab viele, die zugeguckt haben. Vor allem, wenn das Wetter gut war, gab es viele. Selber mitgespielt hat Kunz nie. Es ging um viel Geld, und er glaubt, dass es das Geld ist, das die Zuschauer anzieht, genauso wie es die Spieler anzieht. Am alten Flughafen gab es einen Speicherparkplatz für sämtliche Taxis, und da standen sie Reihe an Reihe und warteten, und die Zuschauer gruppierten sich um die Motorhauben, an denen die Spieler zugange waren, und wenn gutes Wetter war, dann standen sie in zwei Reihen und guckten einander über die Schultern. Und wenn der Einsatz stieg, dann waren es auch schon mal drei oder vier Reihen. Dann pressten die Spieler ihre Karten auf die Motorhaube, damit sie keiner von der falschen Seite sah, und wenn der Spieler sie selber sehen wollte, dann hob er sie an einer Ecke an, nicht mehr als ein paar Millimeter, und er musste sich bücken, um das Blatt zu erkennen. Ja, zugeguckt hat er gerne. Aber selber hätte er selbst dann nicht gespielt, wenn es nicht um viel Geld gegangen wäre.

Kunz steigt aus. „Kennt ihr die Frau mit dem Kinderwagen?“

Der Taxler kommt vom Kofferraum zurück. Er hat einen Lappen in der Hand, mit dem er sich die Finger abwischt. „Teufel auch, ich habe kein Starterkabel dabei.“

„Das brauchst du erst im Winter“, gibt der Kollege zurück.

„Wenn’s feucht wird, bleibt schon mal einer liegen.“

„Lenk nicht ab“, sagt der Voyagerfahrer.

„Zum Henker mit den Großbraumtaxis.“

„Kennt ihr die Frau mit dem Kinderwagen?“

Die beiden drehen sich zu Kunz hin. Sie sehen erst ihn, dann sich gegenseitig fragend an.

„Eine Frau mit Kinderwagen“, wiederholt Kunz, „sie ist vorher die Rolltreppe runter.“ Sein Blick deutet zu der Rolltreppe hin.

„Vielleicht wollte sie mit der U-Bahn wo hin.“

„Was will der?“, fragt der Voyagerfahrer.

„Kleingeld“, sagt Kunz.



„Meinst du die mit den Schwimmflossen?“

„Genau die“, bestätigt Kunz, „sie trägt Schwimmflossen an den Füßen.“

„Ja wieso denn das“, will der Voyagerfahrer wissen, „was willst du überhaupt?“

Kunz zieht einen Zehn-Euroschein aus dem Geldbeutel und hält ihn in die Luft. Die beiden Taxler ignorieren die Aufforderung.

„Ich habe sie mal am Partnachplatz gesehen“, nimmt der eine das Thema wieder auf, „und da hatte sie weder Kind noch Schwimmflossen dabei, aber einen Topf.“

„Einen Topf?“ Kunz steckt den Schein wieder weg.

„Einen Tontopf“, bestätigt der Kollege und zeigt die Größe des Topfes mit ausgestreckten Händen an.

„Woran hast du sie heute erkannt?“, will der Voyagerfahrer wissen, „wenn sie weder Kind noch Schwimmflossen dabei hatte?“

„Sie hat mich gefragt, was ein Taxi an den Wörthsee kostet“, erklärt der Kollege, „und da hab ich mir wohl ihr Gesicht gemerkt.“

„Fünzig Euro“, sagt der andere, „ist näher als man denkt.“

„Hast du sie gefahren?“, hakt Kunz nach.

„Nein“, erwidert der Kollege, „sie wollte es nur wissen.“

„Weißt du, wo genau sie hin wollte?“

„Ja vielleicht in die Töpferei?“, vermutet der Taxler, „sie musste den Topf transportieren.“

„Und wo ist die Töpferei?“

„Du fragst mich Löcher in den Bauch“, sagt der Kollege, „ich habe keine Ahnung.“

„Der spinnt“, sagt der Voyagerfahrer, „was will der überhaupt?“

„Kleingeld“, sagt der Kollege, „der will Kleingeld.“

„Mit der stimmt etwas nicht“, sagt Kunz, „und ich weiß nicht, was es ist.“

„Mit dir stimmt etwas nicht“, sagt der Voyagerfahrer.

„Wer mit Schwimmflossen an den Füßen durch die Weltgeschichte marschiert“, stimmt der zweite Kollege Kunz zu, „mit dem stimmt etwas nicht.“

„Vielleicht paddelt sie durch den Wörthsee“, schlägt der Voyagerfahrer vor, „von einem Ufer zum anderen?“

„Da stimmt etwas nicht“, wiederholt sich Kunz, „und es sind nicht nur die Schwimmflossen.“

Der Voyagerfahrer sieht Kunz durchdringend an. Kunz ist der Mann unsympathisch. „Sie hat Angst“, erklärt er und weicht dem Blick aus, „es wird der Sohn sein, um den sie Angst hat.“

„Vielleicht hat der ja auch Schwimmflossen an und paddelt mit ihr mit oder geht unter.“

„Dirty thoughts“, sagt Kunz.

„Er spricht Englisch“, sagt der Voyagerfahrer und deutet mit dem Finger auf Kunz, „und ich weiß immer noch nicht, was der Spinner will.“

„Kleingeld“, wiederholt sich der Kollege.

„Scheiß auf das Kleingeld.“

„Bruno“, sagt Kunz, „natürlich, er hieß Bruno.“

Der Voyagerfahrer macht eine wegwerfende Handbewegung und wendet sich von Kunz ab und seinem Kollegen zu. „Mit so einem Großraumtaxi“, setzt er das Gespräch von vorher fort, „da stichst du so oft zum Flughafen raus, dass die Stadt dich langweilt.“

„Ja“, sagt der andere und nickt Kunz zum Abschied zu, „und dann hoffst du auf einen Fahrgast da draußen und stehst und wartest und fährst zum Schluss leer in die Stadt.“

Kunz setzt sich zurück in seinen Wagen.

„Mit einer Leerfahrt musst du an jedem Standplatz rechnen“, sagt der Voyagerfahrer. Der andere zuckt mit den Schultern, dann wechselt er das Thema. „Sie haben ihn immer noch nicht.“

„Du lenkst ab.“

„Zum Henker. Sie haben ihn immer noch nicht.“

Der Voyagerfahrer gibt auf. „Wen hat wer immer noch nicht?“

„Na wen wohl?“

„Ach den.“

„Sie haben ihn immer noch nicht.“

„Überfällt er immer noch Taxis?“

„Wird wohl so sein“, bestätigt der andere, „solange sie ihn nicht kriegen.“ Er nimmt seinen Geldbeutel aus der Hosentasche und wiegt ihn in der Hand. „Habe auf Kanal 4 mitgekriegt, dass sie Geld auf den nächsten Überfall setzen.“

„Wer?“

„Glaube, dass es der Obermaier war.“

„Der Obermaier?“

„Der Obermaier. Und einer von den Kollegen.“

„Vielleicht kann man ja was setzen.“

Der Kollege winkt ab. „Sie werden ihn schon erwischen, so eigensinnig, wie der sich verhält.“

„Eigensinnig“ wiederholt der Voyagerfahrer, „meinst du nicht, dass das die falsche Umschreibung ist?“

„Na“, sagt der Kollege, „wie willst du sonst einen umschreiben,

der bei dreißig Grad mit schwarzem Mantel unterwegs ist?“

„Dreißig Grad?“

„Den ersten Taxler hat er sich im August geschnappt“, bestätigt der Kollege, „bei dreißig Grad und im Ledermantel.“ Er wechselt seinen Geldbeutel in die andere Hand und geht auf Kunz zu, um ihm den Zehner klein zu machen.

**03. Mittwoch, 22. September** | Kunz springt aus dem Wagen und drückt den Sprechhebel nach unten.

„Ist ja doch jemand da“, sagt eine Frau.

„Ja“, sagt Kunz, „da bin ich.“

„Zimmer 135“, sagt die Frau, „Hotel Carat, für eine Dame.“

„Es kommt der 2206.“

Drei Minuten später steht er in der Hotelhalle.

„Ich habe nicht angerufen“, sagt die Rezeptionistin, „das hat die Dame wohl selber getan.“ Kunz unterdrückt einen Fluch. „Vielleicht ist sie ja schon raus.“ Ihr Blick deutet Richtung Straße. Ein Kugelschreiber dreht zwischen ihren Fingern seine Runden. Kunz wendet sich ab, geht durch die Drehtür, liest *Carat* auf der Glasscheibe, *Welcome to Munich*, und setzt sich zurück in den Wagen.

„2206?“ Die Dame hat einen Mantel an, der nach Nerz aussieht. Sie sitzt hinten rechts. „Sie waren so schnell im Hotel, dass ich Sie nicht mehr abfangen konnte.“

„Sie haben angerufen?“, erkundigt sich Kunz.

„Hab ich“, sagt die Dame, „aber nicht vom Hotel aus.“ Kunz starrt ihren Adamsapfel an. „Ich war in der Wirtschaft.“ Sie deutet mit ihrem Kinn in eine Richtung, „Und ich glaube nicht, dass einen da einer abholt.“ Der Kehlkopf deutet dem Kinn hinterher.

„Wo soll es hingehen?“

„Oder hätten Sie mich da abgeholt?“ Sie zeigt mit dem Finger hin. Kunz kann keine Wirtschaft erkennen.

„Da holt einen keiner ab“, erklärt die Dame, „und zur Wieszeit schon gleich gar nicht.“

„Ist Ihnen schlecht?“, will Kunz wissen.

„Ach was, ich trinke wie ein Profi.“

Kunz stellt den Rückspiegel so ein, dass er seinen Fahrgast darin sieht. Die Dame hat den Mantel geöffnet. Drunter trägt sie die Oktoberfesttracht. Dirndl, Bluse, tiefer Ausschnitt. Im Ausschnitt

hängt eine Kette, die nach Geld aussieht. „Wenn einer wie ein Profi trinkt und keiner ist, dann wird es heikel.“

„Was erlauben Sie sich.“

„Wenn Ihnen schlecht wird, dann sagen Sie bitte Bescheid.“ Er lässt den Wagen an und dreht sich zu der Dame um. „Ist das angekommen?“

„Jetzt hören Sie endlich auf damit, sonst ...“

Eine Detonation erschüttert das Taxi. Kunz reißt den Kopf herum und starrt die Lindwurmstraße hoch. Die Detonation kam vom Goetheplatz. Die Passanten auf der Straße starren ebenfalls die Lindwurmstraße hoch. Zu sehen ist nichts. Sie warten. Auf die Druckwelle. Das Feuer. Irgendetwas. ... *und dann fahre ich nach Steinbach, wenn alles gut geht, und es ist das letzte Mal.* Die Passanten laufen. Ein paar Richtung Goetheplatz, die meisten in entgegengesetzte Richtung. Kunz sieht durch die Windschutzscheibe nach oben und sucht den Himmel ab. Die Dame winkt ab. „Feuerwerk, Wieszeit, nach Johanneskirchen bitte, Freischütz Ecke Johanneskirchener, bei der Stadtparkasse.“

„Was war das?“

„Feuerwerk, Wieszeit, nach Johanneskirchen.“

„Da war was.“

„Jetzt hören Sie endlich auf, sonst wird mir doch noch schlecht.“

Kunz fährt Richtung Sendlinger Tor. Sie entfernen sich vom Goetheplatz. Er macht das Radio an, Bayern 5, den Nachrichtensender. „Das war kein Feuerwerk, es ist taghell, und da gibt es so etwas nicht.“

„Ja was war es dann?“

„Weiß nicht“, sagt Kunz, „aber ein Feuerwerk war es nicht.“

„Vielleicht ein elfter September?“, schlägt die Dame vor.

„Ich weiß es nicht.“

Die Dame seufzt. „Na dann denken Sie sich halt was aus, aber machen Sie bitte Musik, was soll ich mit dem ganzen Terror hier.“

Kunz wechselt den Sender auf Charivari. Es läuft Supertramp, und Kunz kommt zu dem Schluss, dass es wohl ein Unfall gewesen sein wird, am Goetheplatz oder in der Nähe des Goetheplatzes, oder sie haben ein Gebäude gesprengt.

„Supertramp“, sagt die Dame, „mit denen habe ich meinen ersten Jungen gebumst.“ Kunz dreht die Lautstärke hoch. „Der hat blöd geschaut, ja das glaubt mir keiner“, ergänzt die Dame und fängt an zu lachen. Kunz sieht in den Rückspiegel. Die Dame er-

widert seinen Blick und lacht weiter. Kunz sieht weg. Prinzregenten Ecke Isar hört sie auf zu lachen und erbricht sich. Kunz dreht sich nach hinten. Die Dame guckt an sich runter.

„Bratwurst, das ist die Bratwurst. Aus der Wirtschaft.“

Kunz dreht die Lautstärke runter. Er wartet darauf, dass die Säuerlichkeit ihres Magens den Raum ausfüllt, doch es passiert nicht. Er öffnet das Fenster und denkt sich, dass die Säuerlichkeit vielleicht verspätet kommt.

„Zweihundert Jahre Wiesn“, erklärt die Dame, „da kann so etwas schon mal vorkommen.“

„Aber nicht bei mir“, sagt Kunz, „und es ist gerade mal das hundertsevenundsiebzigste Fest.“

„Ja und der Rest?“

„Den hat wohl der Krieg verschluckt.“

„Na so was.“ Die Dame lehnt sich schwer gegen das Fenster. „Krieg ist auch nur eine Form der Kommunikation.“ Sie überqueren den Fluss und fahren auf der östlichen Seite die Flussterrasse zum Friedensengel hoch. „Oder was sagen Sie dazu?“

„Wenn der Krieg dreiundzwanzig Oktoberfeste verschluckt“, sagt Kunz, „dann hat er ganz schön was zu verdauen.“

Die Straße führt den stadtauswärts gerichteten Verkehr in einem weispurigen Halbkreis rechtsseitig um das Denkmal herum. Es gibt keinen Gegenverkehr. Der stadteinwärts gerichtete Verkehr passiert das Denkmal auf der anderen Seite und hat dort auch zwei Spuren. Zu den Stoßzeiten staut sich der Verkehr vom westlichen Isarufer bis hoch zum Engel, und danach kann man Münchner beobachten, die auf der Suche nach halb aufgerauchten Zigarettenskippen über den Asphalt hüpfen. Bratwurst, denkt Kunz, vielleicht ist sie unverdaut, oder es hat was mit ihrem Kehlkopf zu tun. Er fährt den Halbkreis auf der äußeren Spur aus. Der Friedensengel ist golden und strahlt und wärmt sich in der Sonne. Die Sonne steht tief und rot im Westen. Oben angekommen, fährt Kunz rechts ran.

„Aussteigen bitte und fertig machen und saubermachen, dann geht es weiter, es lebe der Frieden.“

Die Dame winkt ab. „Geht schon wieder, scheiß auf den Frieden.“

Kunz deutet dahin, wo er das Erbrochene vermutet. „Und das?“

„Bratwurst, das war die Bratwurst, Rinderbratwurst.“

„Die Säure wird sich ins Polster fressen.“

„Da ist nichts.“

Kunz fährt wieder an. „Profitrinker also.“

„Hören Sie schon auf.“

„Besser, Sie trinken wie ein Amateur.“

„Aufhören sag ich.“

„Falsche Liga ist heikel.“

„Ich weiß gar nicht, warum ich Sie mag.“

„Der Alkohol?“, schlägt Kunz vor.

„Sie sind ordinär“, sagt die Dame, „aber ich mag Sie trotzdem.“

„Und was sind Sie?“, fragt Kunz.

„Anders.“

„Das macht vierhundert Euro extra.“ Kunz deutet auf das Polster. Sein Gast lacht. Kunz guckt in den Rückspiegel. Die Dame hört auf zu lachen und guckt woanders hin.

„Sie meinen, dass da wirklich nichts war, am Goetheplatz?“

„Das meine ich“, bestätigt die Dame. „Es passiert so viel heutzutage, dass der Mensch dazu neigt, zu glauben, dass schon wieder was passiert ist. Aber wissen Sie was?“

Kunz antwortet nicht.

„Es passiert in den Medien.“ Sie deutet auf das Radio. „Und wenn Sie Bayern 5 drin haben, dann dauert es keine fünf Sekunden, und es ist schon wieder was passiert.“

„Passieren tut immer was“, sagt Kunz, und dann bleibt es eine Weile still.

„Gibt nichts Schöneres als eine warme Wurst im Bauch sag ich“, sagt Kunz schließlich, und dann hebt er vier Finger seiner rechten Hand in die Luft und zählt ab. „Hundertfünfzig für die Säuberung und Zweihundertundfünfzig für die ausfallende Schicht.“

Sein Gast nickt. „Na ich hab's ja.“

Kunz freut sich. Sie schweigen. Kunz sieht auf die Armaturen. Die Tankanzeige zeigt ihm an, dass er auf Reserve fährt.

„Was würden Sie mit einer Million machen?“, fragt die Dame ihn nach einer Weile unvermittelt. Kunz versucht, ihren Blick im Rückspiegel einzufangen. Es gelingt ihm nicht. „Jeder will eine Million“, sagt sie, „und da gehören Sie auch dazu.“

„Eine Million“, fragt er nach, „haben Sie so viel?“

„Darum geht es nicht“, sagt die Dame, „es geht um Sie.“ Sie beugt sich zwischen den Sitzen vor. „Ich wiederhole die Frage: Was würden Sie mit einer Million machen?“

Kunz schweigt einen Augenblick. „Geld?“, fragt er dann nach.

„Ja was glauben denn Sie?“

„Wissen Sie, warum es für die Welt selbstverständlich ist, dass es

um Geld geht, wenn jemand von einer Million spricht?“

„Nein.“ In ihrer Stimme schwingt Verwirrung mit.

„Sehen Sie“, erwidert Kunz, „ich weiß es auch nicht, aber es ist auch für mich selbstverständlich.“

„Na, da haben Sie es.“

„Und ich weiß nicht, warum.“

„Aber Sie fragen sich, warum.“

„Weil ich ein Wortfiesler bin.“

Die Dame lacht. Ihr Lachen klingt jetzt anders. Nach Erleichterung. „Na dann.“

„Mein Freund Volker nennt mich so“, erklärt Kunz.

„Na dann“, sagt die Dame, „Sie scheinen sich ja mächtig was darauf einzubilden.“

Kunz sucht ihren Blick abermals im Rückspiegel. „Es ist die Sprache, auf die es ankommt.“

„Und das Geld?“

Kunz antwortet nicht.

„Ich wiederhole die Frage“, sagt die Dame und erwidert jetzt seinen Blick. „Was würden Sie mit einer Million machen, Euro oder auch Dollar?“

„Wenn es Dollar wären“, erwidert Kunz, „dann würde ich mir Euro dafür kaufen.“

„Na Sie sind mir einer. Und wenn es Euro wären?“

„Dann würde ich mir etwas anderes kaufen.“

„Sie haben kein Vertrauen in die amerikanische Währung?“

„Die US-amerikanische?“

„Tatsächlich, ein Wortfiesler.“

„Da haben Sie es.“

„Ich würde mir wünschen“, sagt die Dame, „dass Sie die Millionen-Frage ernst nehmen.“

„Na“, sagt Kunz, „es scheint Ihnen ja mächtig was daran zu liegen.“

Die Dame antwortet nicht. Kunz überlegt eine Weile. Dann sagt er: „Also gut, ich würde das Geld ausgeben.“

„Aha.“

„Um mit dem Vorurteil aufzuräumen, dass Reiche geizig sind.“

„Dann können Sie es auch herschenken.“

„Ich würde es lieber ausgeben.“

„Und das ist ihr Ernst?“

„Ja warum denn nicht?“

„Nun“, sagt die Dame, „es klingt ungewöhnlich.“

„Ich würde es alles ausgeben“, wiederholt Kunz, „vielleicht in einer Nacht.“

„Auf dem Oktoberfest?“, vermutet die Dame.

„Meinetwegen auch da.“

„Und Sie denken, dass Sie nicht geizig wären?“

„Nicht mit einer Million“, sagt Kunz, „nicht wegen Geld.“

„Gibt es etwas anderes, was Sie geizig sein lässt?“

„Nein“, sagt Kunz, „ich glaube, dass ich eher ein Großkotz bin.“

„Geiz ist heute nicht mehr etwas, was man verstecken muss.“

„Ist nichts für mich“, sagt Kunz, „ich bin ein Großkotz.“

„Ein Großkotz also, ein Großkotz und Wortfiesler.“

„Ich würde mich betrinken“, ergänzt Kunz.

„Sie sind mächtig eingebildet“, sagt die Dame.

„Einbildung ist ein mächtiges Werkzeug“, sagt Kunz, „wenn nicht sogar das einzige, das wir haben.“

„Sind Sie leidenschaftlich?“

„Sind Sie geizig?“, fragt Kunz gegen.

„Wie meinen Sie das?“

„Sie verteidigen den Geiz“, sagt Kunz.

„Hören Sie schon auf, mich für eine Millionärin zu halten, das gehört sich nicht.“ Die Dame beugt sich nach vorne. „Und halten Sie besser doch mal an.“

Kunz spürt ihre Nähe und findet auch jetzt keine Säuerlichkeit. Er fährt rechts ran. Die Dame steigt aus und erbricht sich an einer Hauswand. Ihre Bewegungen sind flüssig und geräuschlos und kein bisschen verkrampft. Danach schüttelt sie ihren Nerz aus.

**04. Mittwoch, 22. September** | „Nur noch einmal schlafen.“ Die Mutter setzt sich auf das Bett, „Und dann wird alles gut.“

Linda stützt sich auf den Ellenbogen auf. „Ich bin zwölf, Mama.“

„Na, dann weißt du ja, dass einmal schlafen gleich vorbei ist.“

„Warum sagst du solche Sachen?“

Die Finger der Mutter streichen über die Bettdecke. „Ich will, dass du ein behütetes Zuhause hast.“

„Das habe ich, Mama.“

„Dann ist ja gut. Schlaf jetzt.“ Sie steht auf. Die Tochter sieht ihr hinterher.



„Mama?“

Dagmar dreht sich um und setzt sich wieder hin.

„Ich schlafe gerne, und ich stehe auch gerne auf.“

„Du tust sehr erwachsen.“

„Was ist daran erwachsen?“

„Die Art, wie du es sagst.“

„Ich sage es nicht anders als andere Sachen.“

„Kinder gehen nicht gerne ins Bett und Kinder stehen auch nicht gerne auf.“

„Dann bin ich eben erwachsen.“

„Vielleicht bist du das, aber ich glaube eher, dass du so tust.“

„Jeder wird irgendwann erwachsen.“

„Aber nicht mit vierzehn. Damit solltest du dir Zeit lassen.“

„Und wenn ich mir keine Zeit lassen will?“

„Ach Gott, Kind.“ Dagmar weiß, woran Linda denkt.

„Es gibt Sachen, mit denen will ich mir keine Zeit lassen.“

„Solange lesen dürfen, wie du magst?“

„Zum Beispiel.“

„Nie mehr unter die Dusche müssen?“

„Das auch.“

„Was noch?“

„Geld verdienen.“

„Ach Gott, Kind.“ Dagmar sucht Lindas Hand unter der Bettdecke und drückt so lange zu, bis sie merkt, dass sie ihr wehtut. Sie lässt die Hand los. „Das wirst du noch lange genug müssen, mein Engel.“ Sie schweigen beide und machen sich ihre Gedanken, und sie wissen beide, dass sie denselben Gedanken haben. Schließlich sagt die Mutter: „Dein Papa ist erwachsen. Der muss sein Geld selber verdienen.“

Die Tochter lässt sich zurück auf die Matratze fallen. „Ich weiß, Mama. Aber wenn er nicht will?“

„Wer sagt das?“

„Er sagt, dass ihm das Arbeiten auf die Nerven geht.“

„Sagt er das?“

„Er sagt es anders, so, wie ich nicht sagen darf.“

„Na dann.“ Dagmar streicht ihrer Tochter eine Haarsträhne aus der Stirn. „Schlaf jetzt.“

„Kann ich noch ein bisschen lesen?“

Dagmars Finger zeichnen das Karomuster der Bettdecke nach. „Halbe Stunde, mein Engel, was liest du denn?“

„Ein Erwachsenenbuch.“ Sie hält ihr einen Harry Potter hin.

„Halbe Stunde, mein Engel“, wiederholt Dagmar und macht die Leselampe an. Sie erhebt sich vom Bett und geht aus dem Zimmer. Dann kommt sie noch einmal zurück, beugt sich über ihre Tochter und gibt ihr einen Kuss auf die Stirn. „Weißt du, wann die halbe Stunde um ist?“

Linda nickt und blättert die Seite um. Sie ist in die Geschichte vertieft. Dagmar geht in ihr eigenes Zimmer, setzt sich an den Schreibtisch und macht den Computer an. Dann geht sie in die Küche, schenkt sich ein Glas Rotwein ein und setzt sich an den Computer, der inzwischen hochgefahren ist. Sie ruft eine Seite auf, die Sportwetten anbietet, meldet sich mit ihrem Benutzernamen an und studiert die Optionen. Sie entscheidet sich für die zweite Fußballbundesliga und geht die Spiele durch. Sie will nicht zu viel riskieren. Es ist ihr peinlich, viel zu riskieren und dann den Einsatz zu verlieren. Ein Verlust macht ihr deutlich, dass es dumm ist, zu spielen. Eine niedrige Quote allerdings bringt kaum Gewinn. Schließlich entscheidet sie sich für eine Kombinationswette mit einer Quote von 1:12. Sie setzt fünf Euro, trinkt einen Schluck Wein und betrachtet ihre Entscheidung. Erwägt das Für und Wider. Ihr kommen Zweifel. Sie denkt zu lange darüber nach. Sie denkt so lange darüber nach, bis sie nicht mehr daran glaubt, dass die Sechziger sich gegen Augsburg durchsetzen werden. Sie geht auf eine andere Seite und ruft eine Analyse der beiden Mannschaften auf. Sie studiert den direkten Vergleich. Die Augsburger haben sich zu so etwas wie dem Angstgegner der Sechziger entwickelt. Sie hat bereits gesetzt. Sie kann nicht zurück. Aber sie kann eine andere Wette platzieren. Eine, die eine Fehleinschätzung abfängt. Wenn es denn eine Fehleinschätzung ist. Ihr Herz schlägt für Sechzig. Sie denkt sich, dass es keine gute Sache ist, gegen das Herz zu setzen. Sie nimmt einen Schluck von dem Wein. Sie denkt sich, dass es keine gute Sache ist, hier am Computer zu sitzen und auf den Fußball zu setzen. Sie platziert eine zweite Wette und entscheidet sich für ein Unentschieden. Das tut keinem weh. Sie leert das Glas und schaltet den Computer aus. Sie geht in die Küche und schenkt sich nach. Die Flasche ist halb leer. Die erste Hälfte hat sie im Laufe des Nachmittags getrunken. Sie wünschte, sie hätte es nicht getan. Sie zündet sich eine Zigarette an und sieht dem Rauch hinterher, der zur Decke aufsteigt. Sie sieht auf die Glut an der Zigarettenspitze, von der der Rauch kommt. Sie saugt den Rauch in ihre Lunge. Sie sieht die Glut, die sich in Asche verwandelt. Sie sieht ihre Finger, die sich von dem Nikotin verfärbt

haben. Sie wünschte, sie hätte das Rauchen aufgegeben, als sie es noch konnte. Sie steht auf und öffnet das Fenster. Auch draußen ist Rauch. Er kommt vom Fluss, an dem sie grillen. Sie kann es riechen. Sie grillen schon den ganzen Sommer über. Manchmal stellt sie sich dazu. Heute Nachmittag ist sie mit Linda da gewesen. Selbst wenn es regnet, kann sie den Rauch riechen. Dann kommt er von weiter links, wo die Brücke ist. Sie mag das Grillvolk. Am Grill gibt es nichts anderes als den Grill. Man redet über vieles, aber letztendlich ist alles unwichtig, bis auf den Grill. Sie nimmt einen Schluck von dem Wein. Er schmeckt gut, auch wenn sie besser daran täte, ihn nicht zu trinken. Er hat den ganzen Nachmittag Zeit gehabt, zu atmen. Sie schwenkt das Glas und betrachtet die Schlieren, die der Wein auf dem Glas hinterlässt. Ihre Tochter wird noch ein bisschen in dem Kinderbuch lesen, und irgendwann wird sie erwachsen sein und andere Sachen lesen. Sie schließt das Fenster und macht das Radio an. Wie halten die es bloß da draußen aus am Grill, wenn die Tage schon so kalt sind, dass morgens der Raureif auf den Gräsern liegt und sich bis mittags hält?

Ihre Gedanken werden vom Moderator unterbrochen, der ihr erklärt, warum Che Guevara ein Schwein war. Er drückt es anders aus, aber im Grunde genommen meint er genau das. Hört alle her, ihr, die ihr Che Guevara zu eurem Idol erklärt habt, ihr, denen euer Idol ins Hirn geschissen hat, eurer Idol ist ein Schwein. Dagmar horcht hin. Sie löscht die Zigarette unter dem laufenden Wasserhahn, schmeißt sie in den Müll, setzt sich an den Küchentisch und horcht hin. Ob Fidel Castro wohl auch ein Schwein ist? Und sein Bruder? Sie dreht die Lautstärke runter, damit sie sich mehr konzentrieren muss. Sie ist zu müde, um sich zu konzentrieren. Sie trinkt von dem Wein. Der Radiosprecher spricht jetzt von Kuba im Allgemeinen, er spricht vom Transformationsprozess. Sie steht auf und geht zur Tochter.

„Licht aus, Linda.“

„Nur die Seite noch.“

„Licht aus, mein Engel.“

„Es ist aber gerade so spannend.“

„Dann solltest du aufhören.“

„Wenn es doch so spannend ist.“

„Das ist, damit du morgen weiter liest.“

„Er hat den Zauberstab verloren.“

„Licht aus, mein Engel.“

Das Licht erlischt.

„Und nicht wieder anmachen, hörst du?“

Dagmar bleibt in der Tür stehen.

„Du hast geraucht“, sagt die Tochter.

„Es war bloß eine.“

„Das sagst du immer.“

Dagmar dreht sich um und geht in die Küche zurück.

„Mama!“

Dagmar bleibt stehen.

„Ich finde, dass heute auch alles gut ist. Vielleicht nicht allerbestens, aber gut ist es allemal.“

Dagmar sagt nichts. Sie macht das Radio aus. Sie setzt sich zurück an den Küchentisch. Vielleicht hat ihre Tochter recht. Vielleicht ist alles gut, und sie sieht es nicht.

### **05. Mittwoch, 22. September** | „Das sieht nicht gut aus.“

Friedrich Eckert bahnt sich einen Weg durch die Menge. Er dreht sich über die Schulter zu seinem Kollegen um. Sein Kollege hält sich links hinter ihm. Über dem linken Auge trägt Eckert eine Augenklappe. Er dreht sich so weit um, bis er den Kollegen mit dem gesunden Auge erfassen kann. „Du musst die Zeugen auftreiben, bevor sie sich in alle Winde zerstreuen.“ Sein Kollege nickt. Sie bücken sich und gehen unter der Absperrung durch. Ein Beamter in Uniform kommt auf sie zu und reicht Eckert die Hand. „Sieht schlimm aus. Vor allem unten.“

„Verdächtige?“

„Bis jetzt nur Opfer.“ Der Blick des Beamten deutet auf das Untergeschoss der U-Bahn.

„Wie viele?“

„Wahrscheinlich fünf Tote. Und unzählige Verletzte.“

„Ein Unfall?“

Der Beamte verzieht das Gesicht. „Es deutet einiges darauf hin, dass es kein Unfall war.“

„Teufel auch.“

„Du sagst es.“

„Und das zur Wiesn.“

„Du sagst es.“

„Jubiläumswiesn.“

„Vielleicht ein Anlass.“

„Sorgt dafür, dass davon nichts nach außen dringt.“

„Ich habe die Kollegen bereits dahingehend angewiesen.“

Eckert nickt. „Gut gemacht, Wollner. Dann wollen wir mal.“ Er wendet sich ab und legt die Hand über das rechte Auge. Die Geste hat er sich angewöhnt, seitdem er auf dem linken nichts mehr sieht. Er richtet den Blick nach innen und konzentriert sich auf das, was getan werden muss. Er hat schon einiges erlebt. Aber das hier hat eine Dimension, die für ihn neu ist. Er zwingt sich, sich von der Größe des Falls nicht ablenken zu lassen. Solide Polizeiarbeit ist hier gefragt. Er zählt bis fünf, nimmt die Hand weg und nickt dem Kollegen Wollner aufmunternd zu. Wollner ist von der Schutzpolizei. Ein routinierter Beamter im gehobenen Dienst. Er hat schon Hunderte von Tatorten gesichert. Koordination der Einsatztruppen, Festnahmen, Absperrung, Einleitung von Fahndungen, Erstversorgung der Verletzten.

Wollner erwidert seinen Blick. „Wir tun unser Bestes, Eckert.“

Der Hauptkommissar vom Landeskriminalamt gibt ihm durch eine Geste zu verstehen, dass er daran keinen Zweifel hegt. „Ist die Spurensicherung schon da?“

„Die sind unten.“

„Jemand, der das Videomaterial auswertet?“

„Das macht die Truppe vom Schulte.“

„Gut.“ Eckert hat mit Schulte drei Jahre lang im Morddezernat zusammengearbeitet. Er weiß, dass er sich auf Schultes Männer verlassen kann.

„Gibt es Hinweise auf weitere Anschläge?“

„Nein, nichts.“

„Bekennerschreiben, die jemand zurückgelassen hat?“

Der Beamte schüttelt den Kopf. Er weiß, worauf Eckert hinaus will. Wenn diese Sache hier einen terroristischen Hintergrund hat, dann muss sich München auf Ärger gefasst machen. Er weiß auch, dass die Kollegen von der Computerabteilung bereits dabei sind, die einschlägigen Seiten im Internet nach Bekennerschreiben zu durchforsten. Das weiß auch Eckert. Bis jetzt haben sie nichts gefunden. Aber es läuft gerade erst an.

„Zeugen?“

„Stehen dort drüben.“ Wollner deutet zum westlichen Randbereich des abgesperrten Platzes, wo ein paar Beamte und viele Zivilisten stehen. Einigen der Zivilisten ist der Schock deutlich ins Gesicht geschrieben. „Wir haben erst vor einer halben Stunde die

Absperrung fertiggestellt. Ein paar dürften uns entwischt sein. Es ist jetzt ...“ Wollner sieht auf die Uhr. „... 19:33 Uhr. Der Sprengsatz ging gegen 18:00 Uhr hoch.“

„Wenn es denn einer war“, sagt Eckert.

Wollner sieht ihn mit einem Blick an, der daran keinen Zweifel lässt. Eckert wendet sich seinem Kollegen vom bayerischen LKA zu. „Die Personalien, Sandner. Die Befragungen werden wir später durchführen müssen.“ Er deutet auf die Gruppe. „Da wird im Augenblick kaum jemand vernehmungsfähig sein.“

„Jemand, der unter Schock steht, hat kein Geheimnis“, gibt Sandner zu bedenken.

Eckert winkt ab. „Erstens wirst du hier wohl kaum einen Tatverdächtigen interviewen, dem es ein Geheimnis zu entlocken gilt, Sandner, und zweitens ist dies weder der Zeitpunkt noch der Ort, kriminaltechnische Methodik zu diskutieren.“

Sein Kollege ist noch nicht lange dabei. Eckert kann nicht behaupten, dass sie ein Team sind, das gut aufeinander eingespielt ist. Sandner war vorher beim BKA in Wiesbaden und hatte dort eine weitaus höhere Position als hier in München. Eckert hat noch nicht rausfinden können, warum er gewechselt hat. Die gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten, was die Vorgehensweise bei den Ermittlungen angeht, schreibt Eckert der Eingewöhnungsphase zu. Außerdem ist ihm aufgefallen, dass Sandner des Öfteren zu sehr auf die Weiblichkeit von Personen fixiert ist, denen allein sein berufliches Interesse gelten sollte. „Ich gehe jetzt runter, Sandner.“ Er lässt sich von einem Mitarbeiter Wollners Handschuhe und Mundschutz geben, streift beides über und geht los. Auf der Treppe kommen ihm Sanitäter mit Verletzten entgegen. Das Chaos wird mit jeder Treppenstufe größer. Es stinkt nach verbranntem Fleisch. Unten angekommen entdeckt er die Leute von der Spurensicherung. Staub liegt in der Luft. „Kettner!“ Ein Mann blickt von seiner Arbeit auf. „Hallo Eckert, sieht schlimm aus.“

„Das habe ich heute schon mal gehört.“

„Wir können von Glück sagen, dass zum Zeitpunkt der Detonation keine U-Bahn am Bahnsteig stand.“ Der Mann steckt einen blutdurchtränkten Stoffetzen in eine Plastiktüte, versiegelt sie und klebt ein beschriftetes Etikett drauf. „Die Detonation muss im hinteren Bereich ausgelöst worden sei.“ Er deutet den U-Bahn-Schacht entlang. Eckert macht sich auf den Weg nach hinten. Dort sind die Sprengstoffexperten zugange. Er geht auf sie zu.

„Wer leitet den Einsatz?“

Einer der Männer erhebt sich. „Schiller.“ Eckert gibt ihm die Hand. „Eckert, LKA. Können Sie schon etwas sagen?“

„Schwer, beim jetzigen Stand eine Aussage zu treffen. Mein Favorit ist ein Kinderwagen.“

„Ein Kinderwagen“, wiederholt Eckert, „sonst noch etwas?“

„Plastiksprengstoff. Nicht sehr professionell, aber effektiv.“

Eckert nickt. „Was für ein Kinderwagen?“

„Vier Reifen. Marke Bebe. Ein faltwagen.“

„Kriegt man den in den Kofferraum einer Limousine?“

„Kann ich dir nicht sagen.“

Ein Kollege schaltet sich ein. „Ich fahre privat einen Escort. Da kriegst du den nicht rein.“

Eckert sieht den Kollegen an.

„Bin Vater geworden“, ergänzt der Beamte, „ein Mädchen.“

„Den Kinderwagen kriegt man also in keinen Kofferraum einer Limousine?“, hakt Eckert nach.

„In meinen Escort nicht, und ich glaube in die meisten anderen Limousinen auch nicht.“

„Gut“, sagt Eckert, „danke.“

„Und wenn sie mit den Öffentlichen hergekommen ist?“, wirft der Kollege ein.

Eckert sieht ihn scharf an. „Dann fahnden wir umsonst nach dem Wagen.“

„Sie könnte ja auch zu Fuß gekommen sein.“

Eckert macht eine unwirsche Bewegung mit der Hand. „Wenn die Polizei sich nicht tagtäglich vergeblich bemüht, dann kommt sie nie zu etwas.“

Der Kollege macht ein Gesicht, das Verständnislosigkeit ausdrückt. Sein Chef geht dazwischen. „Halt dein Maul, Helmut, das erkläre ich dir später.“

„Falscher Zeitpunkt“, sagt Eckert, „auch das passiert öfters.“

„Falscher Zeitpunkt?“, wiederholt der Kollege an seinen Chef gewandt.

„Jetzt hast du's begriffen“, bestätigt der Einsatzleiter und wendet sich wieder seiner Arbeit zu. Eckert nimmt sein Handy zur Hand und wählt Schultes Nummer. „Verflucht.“

Der Leiter der Sprengstoffabteilung sieht ihn fragend an.

„Keim Signal hier unten.“

Eckert läuft auf die Straße hoch und wählt noch einmal. Schulte hebt nach dem zweiten Klingeln ab.

„Schulte? ... Halt auf dem Videomaterial nach einem Kinderwagen Ausschau. Und vor allem nach der Person, die ihn begleitet. Habt ihr schon etwas in der Richtung?“ Eckert horcht in den Lautsprecher und erfährt, dass seine Kollegen auf der Suche nach den archivierten Videodaten sind. „Das Material ist kurz vor dem Unglück weggesichert worden“, erklärt Schulte, „und der zuständige Sicherheitsbeamte weiß nicht, wohin.“ Eckert starrt auf sein Handy. „Der Vorgang läuft automatisiert ab, Eckert. Wir gehen gerade das script durch, das den Vorgang steuert.“ Eckert tut einen Schritt zur Seite, um einem Sanitärer Platz zu machen. „Die Leute müssen doch ihr System kennen, Schulte.“ Er sieht den ehemaligen Kollegen vor sich, in Badepantoletten und Flanellhemd und etwas vornübergebeugt, über den Bauch, den er sich im Laufe der Zeit angegessen hat. Wenn Schulte überhaupt einen Fehler hat, dann den, zu sanftmütig zu sein. „Heute keine Samthandschuhe, verstanden?“ Schulte ignoriert die Aufforderung. „Das System wird von einer externen Firma betreut Eckert, von der niemand erreichbar ist.“ Eckert wird kurz laut und fängt sich dann wieder. Er weiß, dass die Aufgabe bei Schulte in guten Händen liegt. „Ruf mich an, sobald ihr etwas habt. Wenn diese Person sich nicht selber in die Luft gesprengt hat, dann müssen wir schnell sein.“

Er geht zu Wollner. Wollner versucht gerade, einen Beamten aufzutreiben, der türkisch spricht. Er gibt Anweisungen an einen Kollegen. Eckert drängt sich dazwischen. „Wollner, ihr lasst die Ausfallstraßen kontrollieren?“

„Sicher doch.“

„Konzentriert euch auf Kombis und alles, was größer ist.“

„Grund?“

Eckerts Blick nagelt Wollner an die Wand. Er kann es nicht haben, wenn die Kollegen mehr wissen wollen, als er für nötig hält.

„Psychologie Eckert. Unsere Leute zeigen mehr Einsatz, wenn sie den Grund kennen.“

„Die Sprengstoffexperten vermuten, dass der Sprengstoff in einem Kinderwagen deponiert war, der in keine Limousine passt.“

„Ich gebe es durch.“

Eckert sieht sich um. „Ich möchte mit dem Beamten reden, der als erster am Tatort war.“

„Das ist die junge Kollegin Sewitsch.“

Eckert sieht ihn fragend an. „Dienstgrad?“

„Polizeioberwachtmeisterin.“



Eckert zuckt mit den Schultern. „Hilf mir auf die Sprünge.“  
„Erstes Ausbildungsjahr. Streifenpolizistin. Sie war auf dem Weg nach Hause.“

„Teufel auch.“

„Du sagst es.“

„Wo ist sie?“

Wollner deutet dahin, wo die Sanitäter stehen.

„Polizeiärztliche Betreuung. Es war ein ziemlicher Schock für sie.“

Eckert sieht die Streifenpolizistin, die neben einem Krankenwagen auf dem Boden sitzt, die Ellenbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen vergraben. Neben ihr hockt Sandner und redet auf sie ein. Er hat einen Arm um ihre Schulter gelegt.

„Entschuldige mich.“ Wollner geht einen Schritt zur Seite, um einen Telefonanruf entgegen zu nehmen. Eckert führt die linke Hand zur Augenklappe und zieht sie ein Stück weit nach vorn, um Luft an die verschwitzte Narbe zu lassen. Dann zieht er mit Daumen und Zeigefinger den Gürtel seiner Hose nach oben.

„Na, dann wollen wir mal.“